

Prof. Dr. Manfred Fuhrmann

Lobrede auf Horst Stern

Meine Damen und Herren!

Sie hörten soeben den Text der Ehrenurkunde, die Herrn Dr. Stern überreicht wurde; Sie hörten deren letzten Satz: Die Zweckform der Darlegungen Sterns, so hieß es, sei ein den Nöten unserer Zeit angemessener Beitrag zur Literatur des Bodenseegebietes. Sie sind vielleicht erstaunt. Sie pflegen sich – in der Regel – alljährlich einmal hier einzufinden, zu einer der wenigen Gelegenheiten mitbürgerlichen Kontaktes, die es in unserem Städtchen noch gibt. Sie erwarten, daß Ihnen ein Schriftsteller vorgestellt wird, der etwas Schönes, Nachdenkenswertes oder Heiteres über eine der schönsten, nachdenkenswertesten und heitersten Landschaften Mitteleuropas zu Papier gebracht hat, oder Sie erwarten von einem Gelehrten, einem Historiker oder Kunsthistoriker zumal, zu vernehmen, der Bedeutendes über ein wichtiges Werk oder eine wichtige Epoche aus der vielschichtigen Vergangenheit des Bodenseegebietes ans Licht zu bringen und darzustellen wußte. In diesen Erwartungen sehen Sie sich heute getäuscht. Die Wahl des Preisgerichts fiel in diesem Jahre nicht auf einen Schriftsteller im üblichen Sinne des Wortes und auch nicht auf einen Forscher und Gelehrten, sondern auf einen Publizisten, einen Wissenschaftsjournalisten, wie er selbst sich nennt, auf einen Mann, der sich einerseits allgemeinverständlich belehrend über den Reitsport, den Hund, die einheimischen Haus- und Wildtiere insgesamt verbreitet hat, dessen Name andererseits vor allem deshalb in vieler Ohren klingt, weil er sich mit schonungsloser Schärfe gegen die Erscheinungen wendet, die auch unser Städtchen während der beiden letzten Jahrzehnte mehr bedrückend als beglückend in ihren Bann gezogen haben.

Es ist klar: das Preisgericht, das ja nicht nur einer Ehrung die Wege ebnet, sondern zugleich seine jeweilige Wahl rechtfertigen muß, hat dieses Mal Ihnen, der Öffentlichkeit der Stadt Überlingen gegenüber

keinen leichten Standpunkt. Denn drei Fragen drängten sich wohl jedem der Anwesenden auf, als er zum ersten Male den Namen Sterns im Zusammenhang mit dem Bodensee-Literaturpreis nennen hörte – drei Fragen, die durch den Text der Ehrenurkunde durchaus nicht beantwortet, sondern eher noch zugespitzt wurden:

1. Sterns »Appell an die Vernunft der Industriegesellschaft«, seine »Mahnungen«, die »Zweckform seiner Darlegungen« (gemeint sind ja offenbar nicht seine Tierbücher, sondern seine militanten Fernsehsendungen, Zeitschriftenaufsätze und Reden): Was haben diese Dinge mit Literatur zu tun, was ist an ihnen so »literarisch«, daß es die Verleihung nicht einer Naturschutzmedaille oder eines Ehrendoktors – solcher Art waren die Auszeichnungen, die Herrn Dr. Stern bislang zuteil wurden –, sondern eines Literaturpreises rechtfertigt?
2. Wenn sich erweisen sollte, daß sich die Zweckform von Appellen, von situationsbedingten und an bestimmte Situationen gebundenen Mahnungen auch als »Literatur« deuten läßt: Wo steckt der Bezug auf das Bodenseegebiet, was in Sterns Appellen ist so unmittelbar auf diese Region gemünzt, daß sich die Verleihung des Bodensee-Literaturpreises darauf gründen ließe?
3. Wenn auch dieser Einwand ausgeräumt, dieser Zweifel beschwichtigt werden kann, dann bleibt noch ein weiteres, ein besonders heikles Problem: Da sich Sterns Appell gegen die »immer rascher fortschreitende Zerstörung des menschlichen Lebensraumes«, gegen ein einseitiges »technisch-industrielles« (und, wie ich hinzufügen möchte, kommerzielles) »Zweckdenken« wendet, wendet er sich doch wohl auch gegen Dinge, die in jüngster Zeit in und um Überlingen geschehen sind – beweist unter diesen Umständen das Preisgericht viel Takt, wenn es sich gewissermaßen in kommunalpolitische Belange mischt, beweist andererseits der Gemeinderat nicht so etwas wie Gespaltenheit oder gar Doppelzüngigkeit, wenn er ein solches Urteil des Preisgerichts gutheißt?

Es ist nun ganz gewiß unmöglich, diese Fragen zu beantworten, ehe die Sache betrachtet ist, um die es hier geht, und diese Sache heißt: die publizistische Tätigkeit, genauer: der gesellschaftsbezogene, zivilisationskritische Teil der Publizistik von Herrn Doctor rerum socialium honoris causa Horst Stern.

Wer ist Horst Stern? Ich möchte bei diesem Thema nicht lange verweilen, obwohl ich weiß, daß ich hiermit einer Gepflogenheit (einer Jahrtausende alten Gepflogenheit übrigens) zuwiderhandele: der Gepflogenheit, in einer Lobrede zuerst die Person und sodann ihr Werk zu würdigen. Ich meine nämlich, daß die Person in diesem Falle hinter ihrem Werk verschwindet – besser: Das wirkende Werk ist der Teil der Person, der uns hier angeht. Horst Stern (ich nenne jetzt ein paar biographische Daten) gehört dem vom Zweiten Weltkrieg besonders hart getroffenen Jahrgang 1922 an. Er ist in Stettin geboren. Er besuchte das Gymnasium. Er geriet als Soldat in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Er betätigte sich als Gerichtsdolmetscher. Er wurde Reporter und Redakteur einiger Zeitschriften. Er machte sich als Autodiktat mit der Zoologie und der Verhaltenslehre vertraut – durch Bücherstudium, durch Reisen und durch Beobachtung der einheimischen Wildtiere, die er sich hielt. Er schrieb seine ersten Tierbücher, darunter die Reitlehre »so verdient man sich die Sporen«, die jetzt in der 10. Auflage erschienen ist. Er gab Tierkundestunden im süddeutschen Schulfunk. Er begann – vor nunmehr sechs Jahren – seine Karriere als Fernsehautor. Sterns Stunde (so lautet der Titel seiner Serie) nahm sich ebenfalls das Tier zum Gegenstand; hierbei ging es – im Unterschied zu den bisherigen Publikationen – um das korrumpierte Verhältnis des Menschen, des modernen, der Natur entfremdeten Menschen zum Tier. Sterns Hervorbringungen gewannen also eine gesellschaftskritische Komponente hinzu: Sie wandten sich in gleicher Weise gegen die Grausamkeit des hemmungslosen Profitdenkens (Stichwort: das Batteriehuhn) wie gegen die Perversion sentimentaler Verhätschelung (Stichwort: der Luxushund in der Großstadt); sie entlarvten bald die Jagdbräuche der Gegenwart, den »Trophäenkult«, als landschaftsfeindlichen Popanz gehobener oder sich gehoben dünkender Schichten, bald die sogenannten Safari-Parks und ähnliche Einrichtungen als Kulturskandal, zu dem sich Geschäftemacher, Politiker und ein

stumpfsinniges Freizeit-Auto-Publikum auf das Schönste oder vielmehr auf das Kläglichste zusammentun. Derlei fundierte Polemik fand Resonanz in breiter Öffentlichkeit, gab Anstoß zu Forschungsprojekten, führte zu Auszeichnungen des Autors, und diese Auszeichnungen wiederum gaben dem Autor Gelegenheit, das Vereinzelte in Vorträgen zu einer Art Synthese zusammenzufassen, wobei sich die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zum Tier zur Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Natur überhaupt ausweitete.

Stern hat diese Phase erst vor kurzem, vor etwa drei oder zwei Jahren, erreicht – es ist die Phase, die uns hier und heute vor allem angeht. Ehe ich mich ihr zuwende, möchte ich eine allgemeine Betrachtung zum Lebenslauf und eine einzelne Tatsache aus dem Lebenslauf Sterns vorbringen. Die allgemeine Betrachtung laute folgendermaßen: Sterns Lebensweg zeigt Gradlinigkeit und Entwicklung zugleich – er führt vom Reporter zum Tierjournalisten, vom Tierjournalisten zum Zivilisationskritiker. Dieser Stufengang wurde offenbar durch drei Dinge ermöglicht: durch ein erhebliches stilistisches Talent; durch die Fähigkeit, Sachverhalte exakt zu erfassen und in eine klare Ordnung zu bringen; durch einen festen Standort, d. h. durch so etwas wie grundlegende Einsichten, die das Urteil über alles Einzelne bestimmen. Stern hat über diese Dinge gewiß nicht von Anfang an verfügt; er hat sie sich allmählich erarbeitet. Er konnte sie sich erarbeiten, weil er es inmitten unserer Gesellschaft der Karrieristen und Taktiker auf sich nahm, als Einzelner den ihm, dem Einzelnen, gemäßen Weg zu gehen. Er hat vielleicht vor fünf, jedenfalls aber vor zehn Jahren noch nicht gewußt, daß seine Stimme einmal einiges Gewicht erhalten würde – eben deshalb hat sie es jetzt erhalten. Nun noch das angekündigte Einzelfaktum: Stern hat sich, wie er es ausdrückt, »in den Bettelorden der Kreisnaturschutzbeauftragten« eingereiht (nämlich im Kreise Lindau), d. h. er stützt sich auch in seinem Kampf gegen die Zerstörung unserer Landschaft auf eigene Kenntnisse und Erfahrungen – und das bedeutet etwas in unserer von Fragen und Halbwahrheiten erfüllten Atmosphäre.

Ich wende mich jetzt der ersten Frage, dem literarisch-künstlerischen Aspekt von Sterns publizistischer Tätigkeit zu. Die Vortragsammlung »Mut zum Widerspruch« (der Titel ist als Imperativ ge-

meint, als Aufforderung an den Leser) enthält den Ertrag der Jahre 1973/74. Dort findet sich auch die Rede, die Stern anlässlich seiner Ehrenpromotion in Hohenheim gehalten hat. Ihr Titel lautet: »Wissenschaft und Journalismus«. Stern hat darin auf Begriffe zu bringen versucht, worin sich die wissenschaftliche und die journalistische Schreibart, die gewissermaßen Antipoden sind, unterscheiden. Die Wissenschaft, führt Stern aus, braucht sich nicht um ein allgemeines Publikum zu kümmern; sie blickt einzig und allein auf die Sache; sie kann diese Sache so umständlich, so verklausuliert, so esoterisch darstellen, wie sie will. Der Journalismus hingegen will zuallererst auf eine breite Öffentlichkeit wirken; er muß, wenn er wissenschaftliche Gegenstände darstellt, in Kauf nehmen, daß das Detail dieser Gegenstände beschädigt beim Publikum ankommt. Die Mittel, deren er sich hierbei bedient, heißen – so Stern wörtlich – »Weglassung und Überspitzung, Verkürzung und Vereinfachung, Assoziation und Metapher, ja, auch Polemik und Emotion«.

Sterns Zwecke und sein Instrumentarium weisen in zwei Richtungen. Die Werke Sterns sind, soweit sie wissenschaftliche Sachverhalte einem breiteren Publikum vermitteln wollen und sich hierbei um eine einfach, bildhafte Sprache bemühen, lehrhafte (didaktische) Literatur; sie sind, soweit sie mittelbar – auf dem Umweg über die öffentliche Meinung – oder unmittelbar das Handeln verantwortlicher Staatsfunktionäre beeinflussen wollen und zu diesem Zwecke auch an Emotionen appellieren, rhetorische Literatur. Beides, sowohl die didaktische als auch die rhetorische Literatur, zählt nach einer verbreiteten Auffassung nicht zur »eigentlichen« Literatur – hierunter versteht man vielmehr nur die fiktionale, die sogenannte schöne Literatur, d. h. Erzeugnisse, die nicht nur ihre Darbietungsform (ihren Aufbau, ihren Stil), sondern auch ihren Inhalt aus sich selbst hervorbringen. Das Dogma vom Privileg der schönen Literatur geht auf die deutsche Klassik, die Epoche der Kunstreligion, nicht zuletzt auf Goethe persönlich zurück. Es bereitete einer jahrtausendealten Tradition der lehrhaften und der rhetorischen Literatur ein jähes Ende; es verbannte diese Literaturarten aus der Schule und dem Bewusstsein des Bildungsbürgertums; es brachte sie nicht völlig zum Verschwinden, versetzte sie jedoch in einen Status der Illegitimität, der Minderwertig-

keit. So kam es, daß selbst Größen der Weltliteratur entthront wurden. Cicero z. B. hatte als philosophischer Schriftsteller nichts Eigenes geleistet; er hatte vielmehr nur die Lehren der griechischen Philosophie seinem römischen Publikum in ansprechender, verständlicher Form zu vermitteln versucht – dergleichen didaktische Erzeugnisse galten jetzt als »Journalismus«, nicht mehr als »Literatur«. Und Cicero der Redner hatte ebenfalls nichts Eigenes geleistet; er hatte lediglich gegebene Sachverhalte tendenziös und effektiv dargestellt – dergleichen galt jetzt als »Rhetorik«, nicht mehr als »Literatur«.

Mit dem klassischen Verdikt gegen die lehrhafte Literatur brauchen wir uns wohl nicht lange aufzuhalten. Theodor Mommsen erhielt im Jahre 1902 als erster deutschsprachiger Autor den Nobelpreis für Literatur – aufgrund seiner »Römischen Geschichte«, eines allgemeinverständlichen wissenschaftlichen Werkes. Und um uns von der Weltbühne unserer lokalen Bühne zuzuwenden: unter den Preisträgern des Bodensee-Literaturpreises halten diejenigen, die wegen eines wissenschaftlichen Werkes ausgezeichnet wurden, den übrigen ungefähr die Waage. Nicht so leicht, scheint es, lassen sich die Bedenken ausräumen, die der Rhetorik im Wege stehen. Denn die Rhetorik, so sagt man, verfälscht die Wahrheit; folglich ist sie etwas Anrüchiges, Unmoralisches – neuerdings spricht man gern von »Manipulation«. Dieses Urteil ist grundverkehrt. Es vermengt die rhetorischen Mittel und die Zwecke, um derentwillen diese Mittel jeweils verwendet werden, und es verkennt obendrein nicht selten die Zwecke selbst. Die rhetorischen Mittel: Sie sind identisch mit den Mitteln aller Literatur; sie beruhen auf der simplen Tatsache, daß der Mensch, ein höchst irrationales Wesen, für ästhetische Reize empfänglich ist, das sich sein Ohr an Klängen und Rhythmen und seine Fantasie an bildhaften Wendungen erfreut. Die Zwecke und Ziele: sie sind nicht nur, wie sattsam bekannt, teils gut, teils böse und teils keines von beidem, sondern sie lassen sich auch oft gar nicht anders durchsetzen als auf rhetorische Weise. Die sachbezogene Wissenschaft darf im Dilemma enden; die der Zukunft zugewandte, zum Handeln auffordernde Rhetorik darf es nie, und um dieses ihres Zweckes willen muß sie sich nicht selten mit dem Wahrscheinlichen statt mit dem Wahren begnügen. Ohne Rhetorik, so sagte man einst, liefen die Menschen noch stets als

recht- und gesetzlose Horde in Urwäldern umher; ohne Rhetorik, so muß man jetzt befürchten, könnte sich in Europa wiederholen, was sich schon in vielen Gegenden unserer Erde – in Afrika und Vorderasien, in Jugoslawien und Schottland – zugetragen hat: daß die Zerstörung des Haushalts der Natur den Menschen, ein Stück dieser Natur, mit sich ins Verderben zieht.

Ich könnte jetzt die rhetorischen Mittel Sterns auf den philologischen Seziertisch legen, könnte zeigen, wie Sterns Schriften von Klangfiguren und Wortspielen, von eindringlichen Bildern und brillanten Pointen, von ironischen und sarkastischen Formulierungen gespickt sind. Ich versage mir eine derartige Prozedur, und zwar hauptsächlich aus zwei Gründen. Einmal ist Rhetorik wie ein Raubtier: Jeder Muskel, jeder Nerv, dient dem Ganzen, der Erjagung einer Beute; sobald man diese Muskeln und Nerven oder – ohne Bild gesprochen – die rhetorischen Effekte isoliert betrachtet, entzieht man ihnen den funktionalen Zusammenhang und denaturiert man ihre Wirkung zum ästhetischen Spiel, zur Geistreichelei. Zum anderen wird bald der Preisträger in Person das Wort ergreifen. Da schon der Titel seines Vortrages eine jener Anspielungen enthält, deren er sich so gern bedient, zweifle ich nicht, daß er – weit entfernt, in näselnder Monotonie, mit einer pedantischen akademischen Vorlesung oder einem ledernen Aktenbericht aufzuwarten – eine wirkliche Rede halten wird.

Ich betrachte den ersten Punkt meiner Frageliste als abgetan; ich sehe – wenn auch mehr grob als gründlich – für erwiesen an, daß man sich eines klassizistischen Vorurteils schuldig machen würde, wenn man didaktisch-rhetorische Zweckformen aus dem Umkreis dessen ausschließen wollte, was als »Literatur« zu gelten hat – die Qualität entscheidet, nicht die literarische Gattung oder Schreibart. Ich wende mich dem zweiten Punkt zu, dem Gegenstand von Sterns publizistischer Tätigkeit – hieraus müsste sich ja wohl der gewünschte Bezug auf das Bodenseegebiet ergeben.

Sterns Thema ist die Natur: nicht der Kosmos, nicht einmal die Erde, sondern unser kleiner mitteleuropäischer Bezirk – die Pflanzen, Tiere und Landschaften unseres Lebensraumes, die uns umgebende Natur als die Basis auch unserer Existenz. Was Stern in letzter Instanz

meint, wenn er von »Natur« spricht, dafür habe ich keine bessere Illustration gefunden, als in Walter Ottos bekanntem Buche »Die Götter Griechenlands«:

»Da ist ein Gewimmel der Elemente, Tiere und Pflanzen, ein zahlloses Leben, das sprießt, blüht, duftet, quillt, hüpf, springt, flattert, schwebt und singt; eine Unendlichkeit von Sympathie und Entzweiung, Paarung und Kampf, Ruhe und fiebernder Bewegung – und doch alles verwandt, verwoben und getragen durch einen einzigen Lebensgeist ... Hier fanden die Griechen das Göttliche ... Es schien zu atmen in dem umhüllenden Glanz der Bergwiese, in Flüssen und Seen und in der lächelnden Klarheit, die darüber schwebt ... Da ist alles durchsichtig und leicht ... Über den Boden hin schwebt es wie ein Tanzen weißer Füße. Oder ein Jagen fliegt durch die Lüfte. Das ist der göttliche Geist der sublimen Natur, die hohe schimmernde Herrin, die Reine, die zum Entzücken hinreißt und doch nicht lieben kann, die Tänzerin und Jägerin, die das Bärenjunge auf den Schoß nimmt und mit den Hirschen um die Wette läuft, todbringend, wenn sie den goldenen Boden spannt, fremdartig und unnahbar, wie die wilde Natur, und doch, wie sie, ganz Zauber und frische Regung und blitzende Schönheit. Das ist Artemis!«

Stern drückt sich nicht mythisch aus wie dieser Text – freilich nicht: Man würde ihn nicht verstehen. Man verstünde ihn wohl auch dann nicht, wenn er hinzufügte: Derlei mythisch-religiöse, ferner moralische und praktische Schranken haben die Menschheit einst gehindert, die Natur so zu zerstören, wie wir es tun – diese Schranken haben unter anderem auch uns das Leben ermöglicht. Stern drückt sich allerdings manchmal fast mythisch, jedenfalls metaphysisch aus: wird er noch verstanden, wenn er die Natur »die große Nährmutter des Menschen« nennt; wird er noch verstanden, wenn er »Demut und Moral« fordert »angesichts der stillen Geschöpfe der Natur«, wenn er schreibt, menschliche Hybris müsse wieder lernen, sich einzuordnen in einen Kreislauf, aus dem wir zu unserem leiblichen und seelischen Schaden ausgebrochen seien, wenn er sich gar zu folgenden Thesen versteht:

»Der Naturschutz muß vom Bürger erwarten, daß er 115 Jahre nach Darwin endlich aufhört, sich als Maß aller Dinge zu begreifen, als omnipotenten Herrn über Leben und Tod der Tiere und Pflanzen. Sie haben, wie er, ein Naturrecht zur Verwirklichung ihres Lebens. Sie haben es auch, wenn es dem Menschen nicht den geringsten seelischen oder materiellen Nutzen bringt. Sie haben es selbst dann, wenn zur Verwirklichung dieses animalischen und vegetativen Lebensrechts notfalls die totale Aussperrung des Menschen aus letzten intakten Naturräumen gehört.«

Stern scheint daran zu zweifeln, daß er mit derlei absoluten Forderungen noch viel auszurichten vermag – und mit Recht: leben wir doch in einer Welt des weder von moralischen noch von praktischen Schranken gehemmten Profits, in einer Atmosphäre rastlosen Planens und Machens, in einem Betrieb, der offenbar nicht eher zur Ruhe kommen will, als bis er die eine Hälfte Deutschlands mit Industrieanlagen und die andere Hälfte mit Freizeit-Rummelplätzen bedeckt hat. Stern operiert also angesichts dieser Verhältnisse selten mit absoluten Forderungen (und schon gar nicht mit gefühlvollen Plagen und schwärmerischen Lyrismen); er operiert mit Argumenten, die sich zuallererst an den rechnenden Verstand – unseren Götzen – doch manchmal auch an die Angst – unseren Plagegeist – wenden. Unter seinen Argumenten steht an oberster Stelle dasjenige, das auch alle ernsthaften Naturforscher vorzubringen pflegen: daß wir trotz unseres gewaltigen Wissens noch stets auf der ersten Seite des Buches der Natur lesen, daß wir daher gar nicht ermessen können, welche Folgen unsere massiven und stets massiveren Eingriffe früher oder später zeitigen werden. Zu Sterns Argumenten gehört weiterhin all das, was die Wissenschaft, zumal die junge Disziplin der Ökologie (der Lehre vom Haushalt der Natur), dem Natur- und Landschaftsschützer an die Hand gibt. Wie hierbei vorgegangen wird, zeigt in aller Kürze Sterns Charakteristik eines neuen Typs von Naturschützern – wobei ich nicht anstehe, ein wenig zu vereinfachen und Stern selbst diesem Typus zuzuschlagen:

»Diese neuen Naturschützer schwärmen nicht mehr »vom lieblichen Bachlauf, der sich seinen Weg selber am besten sucht«. Sie weisen vielmehr ... den Wassertechnikern in einer wissenschaftlichen Dokumen-

tation nach, daß Millionen Mark aus Steuermitteln aufgewendet wurden zur Sanierung von Trockenschäden, die man ebenfalls mit Millionenmitteln, durch unsinnige Flußbegradigungen selbst erst herbeiführte. Sie reden nicht mehr vom »Knabenkräutlein, das dem Menschen weichen muß«. Sie sagen ..., daß *Orchis militaris* oder *Utricularia vulgaris* biologische Weiser seien, deren Fehlen oder Vorhandensein dem Kenner sofort den Gesundheitszustand einer Wiesenlandschaft, eines Gewässers anzeigten. Und sie weisen schlüssig nach, daß jedes dem landwirtschaftlichen Fetisch »Nutzen« geopfert Mohr den Taupunkt der Atmosphäre zum Nachteil ganzer Pflanzengesellschaften verändert und daß es Mensch und Tier in einer Zeit zunehmender Wasserverknappung eines weiteren Rückhaltebeckens beraubt.«

Sterns wohlbegründete Überzeugung, sein Sachwissen und seine Gabe, mit diesem Wissen für Behutsamkeit und Maß zu werben – diese Eigenschaften Sterns kommen seit einiger Zeit nicht nur dem Naturschutz im engeren Sinne, sondern auch den Kulturlandschaften zugute, die ja bislang ebenfalls zum großen Teil eine Art ökologischen Gleichgewichts verbürgt haben. Hiermit ist die Gelenkstelle bezeichnet, durch die sich Sterns Publizistik auf das Bodenseegebiet bezieht. Denn so gewiß uns sehr daran liegen muß, daß die letzten Naturreservate dieser Gegend unversehrt erhalten bleiben: weit mehr noch brennen uns die Probleme auf den Nägeln, die sich während der beiden letzten Jahrzehnte in unserer gewohnten Umgebung hervor getan haben. Nun, sie brennen auch Stern auf den Nägeln, wie etwa der folgende Passus beweist:

»Über die Tische der Naturschutzbeauftragten gehen in sanftem, nie endendem Strom die Anträge der Gemeinden auf staatliche Zuschüsse zu ihren Freizeit- und Erholungsprojekten. Das reicht vom Wunsch auf Ankauf zweier Bambis fürs kleine Tiergehege, über den Wanderweg und das beheizte Schwimmbad, bis hin zum kolossalen Freizeitzentrum, und immer liegen die Objekte, das ergibt sich aus der Sache, in bevorzugter, oftmals geschützter Landschaft.«

Welche Mentalität diese Art von »Erschließung« – Stern nennt sie »Verrummelung« – zugrunde liegt, zeigt das folgende Beispiel aus

Sterns Praxis, wobei ich wohl nicht fehlgehe in der Annahme, daß es sich hierzulande zugetragen hat:

»Ich wehrte mich einmal mit Nachdruck gegen die aus dem Erholungsprogramm subventionierte Anlage eines großen Parkplatzes im Außenbereich, unmittelbar bei der Kasse eines dörflichen Freibades, das nur eine kurze Saison von allenfalls fünf Monaten hat. Der Parkplatz würde also, so argumentierte ich ökologisch und fiskalisch, den größeren Teil des Jahres als riesiger, leerer Teerfleck in der freien Landschaft liegen, und ob es den Badbenutzern dann nicht zuzumuten sei, die nur 300 Schritte vom Ort zum Freibad zu Fuß zurückzulegen. Man belehrte mich, daß es die arbeitende Bevölkerung, die nach Feierabend zum Baden strebe, nicht verstehen würde, wenn man sie auf ihre Füße verwies. Mein Einwand, die im Sitzen oder Stehen arbeitende Bevölkerung habe nach Feierabend nichts nötiger als 300 Schritte zu Fuß in der Natur, unbelästigt von Abgasen und Lärm, war der total unpolitisch gedachte und darum nutzlose humanökologische Einwand eines Mannes, der gut reden hatte: Er war ja nicht auf Wählerstimmen angewiesen.«

Stern zieht aus dieser und aus ähnlichen Beobachtungen die unerbittliche Konsequenz, daß hier eine kranke Menschheit in einer angekränkelten Natur sich selbst und die Natur immer kränker mache. Er befindet sich mit einem solchen Urteil in der Gesellschaft der Ärzte, der Psychiater, der Sozialpraktiker, der Pädagogen, und alle die Betonburgen und fernsehantennen-geschmückten Wohnwagen-Rudel, die Seilbahnen, Motorjachten und Privatflugzeuge, gegen die er seine warnende Stimme erhebt, lassen sich, scheint mir, samt und sonders unter den Begriff subsumieren, den einer der bedeutendsten Philosophen unserer Tage, Herbert Marcuse, geprägt hat, um die Erzübel der westlichen Zivilisation auf einen Nenner zu bringen: falsche Bedürfnisse.

Ich betrachte nunmehr auch den zweiten Punkt meiner Fragenliste als abgehandelt; ich hoffe, soweit es die beschränkte Zeit zuließ, dargetan zu haben, daß Sterns Appelle in eminenter Weise auf unser schwer gefährdetes Bodenseegebiet gemünzt sind. Ich komme nunmehr zu meinem dritten, zu jenem besonders heiklen Problem. Hier

kann ich mich kurz fassen: Ich brauche mich nur auf den Zeitpunkt und die Umstände dieser Preisverleihung zu berufen. Wir stehen im Jahr 1975. Die öffentlichen und privaten Gewinne, die sich manche von einer möglichst raschen Expansion der Industrie-, der Wohn-, der Erholungsgebiete erhofft hatten, sind ausgeblieben. Die allgemeine Flaute bestätigt das alte Wort: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Diese Flaute schenkt uns etwas, was uns in den letzten Jahren nur allzusehr gefehlt hat: Zeit zum Nachdenken. Das Preisgericht betrachtet den heutigen Tag als eine Frucht solchen Nachdenkens. Denn in der Tat: Vor fünf Jahren etwa, inmitten der allgemeinen Euphorie des Planens und Machens, hätte es sich wohl gescheut, gerade Ihrer Stimme, Herr Stern, hier Gehör verschaffen zu wollen. Jetzt scheute es sich nicht, und seine Rechnung ging auf: Der Gemeinderat stimmte seinem Urteil ohne Zögern zu – nicht aus Gespaltenheit oder Doppelzüngigkeit, sondern aus aufrichtiger Überzeugung. Es gilt eben für uns alle, was jüngst ein führender Politiker – im Hinblick auf das Syndrom Bildungs- und Universitätsreform und Behandlung extremistischer Gruppen – auf die lapidare Formel brachte: Wir haben dazugelernt.

Es scheint uns nicht fruchtbar, wieder und wieder über Vergangenes zu lamentieren. Denn trotz manches Verlustes sind wir uns darüber im klaren, daß wir immer noch sehr viel zu verlieren haben. Über eine Gefahr wird viel geredet: Die Autobahnbehörden machen Miene, uns in nächster Nähe der Stadt von unserem Hinterland abzuschneiden. Über eine andere Gefahr wird sicherlich bald viel geredet werden: In unserer schönen, menschlichen Altstadt tickt leise, aber unaufhaltsam die Uhr des Verfalls. Wir wollen versuchen, diese und andere Gefahren zu bestehen. Es ist uns gelungen, Sie, Herr Stern, als Bundesgenossen zu gewinnen. Denn das scheint uns der eigentliche Sinn der Verleihung des diesjährigen Preises an Sie zu sein: wenn wir anders dächten, wären wir wohl wirklich ein wenig gespalten. Wir danken Ihnen, Herr Stern, daß Sie sich bereit gefunden haben, den Preis anzunehmen.

1975 Dr. h. c. Horst Stern, Hohenegg im Allgäu, für seine publizistische Tätigkeit, besonders im Hinblick auf die Ökologie des Bodenseeraumes

1922 in Stettin,

Journalist, seit 1969 populär geworden durch seine Fernsehsendung »Sterns Stunde«, seit 1972 Naturschutzbeauftragter des Landkreises Lindau

Horst Stern: Mut zum Widerspruch. Reden und Aufsätze. 172 Seiten. Kindler Verlag, München 1974

Preisverleihung am 15. Juni 1975, Laudatio Manfred Fuhrmann